Carsten Brosda: Diskursiver Journalismus. Journalistisches Handeln zwischen kommunikativer Vernunft und mediensystemischem Zwang

Wiesbaden: VS 2008, 417 S., ISBN 978-3-531-15627-9, € 49,90 (Zugl. Dissertation an der Universität Dortmund)

Seit in den 70er Jahren – nach einem kurzen Vorspiel in der Weimarer Zeit und der speziellen Ausprägung als sozialistische Journalistik in der DDR – hierzulande Institute für Journalistik an den Universitäten (z.B. Dortmund, Hamburg) eingerichtet wurden, hält die Kontroverse darüber an, ob es sich um eine weitgehend praxisorientierte Ausbildung (womöglich mit kommunikationswissenschaftlichen Rekursen) oder um eine eigenständige Wissenschaft mit speziellen theoretischen Begründungen handelt. Inzwischen scheinen sich zumindest an den Universitäten die Anhänger der theoretischen Begründung durchgesetzt zu haben, nimmt man die zahlreichen publizierten Entwürfe als Maß. An den für die praktische Ausbildung einflussreicheren Journalistikschulen der Verlage dominieren nach wie vor theorieferne, wenn nicht -feindliche praktische Lehrmeister(innen); von ihnen stammen meist die populären Praxishandbücher mit mehreren Ausgaben und hohen Auflagen.

Als Pionier der Journalistik-Theorie wird heute meist M. Rühl (1969) mit seinem strukturell-funktionalen Ansatz zur Zeitungsredaktion (*Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System* [Freiburg/Schweiz 2., überarb. und erw. Aufl. 1979]) erachtet: ihm folgten etliche Versuche. Luhmanns Systemtheorie zum imposanten, freilich recht abstrakten Rahmen zu erheben. Mittlerweile mehren sich Kritiken darüber, dass diese Konzepte nicht nur affirmativ den *Status quo* legitimieren und damit den ehemals, aber auch aktuell wieder vertretenen Anspruch des Journalismus nach Aufklärung, mindestens nach gründlicher Orientierung verraten, sondern auch wenig anschlussfähig und empirisch kaum einlösbar seien.

All diese Entwicklungen werden fundiert und kompetent in der vorliegenden Dissertation aus Dortmund rekapituliert und eingeordnet, so dass mit ihr fast schon eine umfassende theoriegeschichtliche Rekonstruktion des Faches vorliegt (auch wenn der Autor dieses Ziel gleich eingangs von sich weist). Sein Bestreben ist eine neuerliche theoretische Begründung – eine, von der man sich wundert, warum sie nicht längst vorgenommen worden ist: nämlich eine Begründung vorzugsweise mittels Jürgen Habermas' *Theorie des kommunikativen Handelns* (Frankfurt a.M. 1981). Denn mit ihr lasse sich der Impetus einer kritischen Wissenschaft aufrechterhalten und rücke das journalistische Handeln als kommunikatives in den Fokus. Gleichwohl seien gemäßigte systemische Kategorien für die organisatorischen und zweckrationalen Zusammenhänge von Redaktion und Verlag nicht ausgeschlossen, seien diese theoretischen Konzepte für empirische Analysen anschlussfähig, und vor allem könne der unaufgebbare Zusammenhang zwischen Theorie und Praxis eingelöst werden – so zumindest der selbst gestellte, vielfach formulierte Anspruch.

Dafür beschreitet der Autor sehr gehaltvolle, tief greifende „Umwege“ (S.31), wie er selbst ankündigt: Über 400 Seiten braucht er dafür, fast keine ohne einen umfangreichen Fußnotenapparat, 50 Seiten umfasst das klein gedruckte Literaturverzeichnis (das wohl alles umfasst, was man in den letzten 20 Jahren dazu gelesen haben muss) – also keine leichte Kost, und damit wohl auch der Gefahr der Nichtbeachtung ausgesetzt. Diese Umwege dienen der Klärung und Applikation der Habermas'schen Grundbegriffe: der Opposition von ‚Lebenswelt‘ und ‚System‘, des ‚Strukturwandels der Öffentlichkeit‘, der ‚kommunikativen Diskursivität‘. Sehr systematisch werden in den ersten beiden Kapitel, jedes umrahmt von einem inhaltlichen Abstract und von einem pointierten Fazit, das Idealmodell eines lebensweltlichen, von eigener Rationalität getragenen, verständigungsorientierten Journalismus in einer deliberativen Öffentlichkeit entwickelt, dem – gestützt von einer Diskursethik und einer an demokratischen Idealen ausgerichteten Media Governance – das Prädikat des „diskursiven Journalismus“ (S.306ff) verliehen wird. Von den klassischen Konzepten kann aus Brodskas Sicht allein Otto Groths Konzept eines produzierenden und vermittelnden Journalismus, in dem der Journalist als „Anwalt des gesellschaftlichen Zeitgesprächs“ (S.374) fungiert, als „integratives“ (S.145ff) und angemessenes bestehen. Formuliert hat er es in seinem siebenbändigen Opus magnum *Die unerkannte Kulturmacht* (Berlin 1962 bis 1970).

Diesem lebensweltlich verankerten, kommunikativen Journalismus, der absolut auf das formalpragmatische Verständnis von Sprache als Verständigungshandeln rekurriert, steht konträr oder sogar bedrohend das zweckrationale, an Ökonomie und Profitlogik gebundene System der Massenkommunikation gegenüber, das den Journalismus strukturiert, mediatisiert, einzwängt, letztlich kolonialisiert, wie der Autor in den beiden folgenden Kapitel ausführt – und dies besonders durch rigide, arbeitsteilige und Kommunikation zerreißende Redaktions- und Ressort-

strukturen, durch mächtige, eigenen Logiken folgende technische Innovationen und partikularisierende berufliche Differenzierungen. Allenfalls den vermeintlich neutralen, unengagierten und damit seiner Verantwortung nicht gerecht werdenden Informationsjournalismus (der gleichwohl in den empirischen Erhebungen inzwischen als Leitbild überwiegt) lasse das herrschende Mediensystem zu, vom grassierenden sensationsheischenden Boulevardjournalismus gar nicht zu sprechen. Doch obwohl Brosda für diese schematische Dichotomie viele, freilich wenig empirisch gehaltvolle Argumente aufbietet, selbst Ansätze der *Cultural Studies* und des *Public Journalism* als Gegenmodelle führt er an, überzeugen kann sie als analytisches Konzept nicht. Denn die Medien pauschal nur als technische und materielle Träger zu betrachten, die den ‚lauteren‘ Journalismus und seine ‚Eigenständigkeit‘ formieren oder gar domestizieren, wirkt auch als ideale Norm eigenartig unhistorisch und undialektisch. Ohne Medien (zunächst Zeitungen) hätte sich kein Journalismus, allenfalls Schriftstellerei und Fotografie (die Brosda gar nicht beachtet) herausgebildet. Außerdem dürfte diese Sichtweise auch nicht Brosdas Vorbild, nämlich der auch immer soziologischen Theorie Habermas‘, entsprechen – vollends nicht wenn er sich in solch recht verklärende Behauptungen versteigt wie: „Die Unhintergebarkeit kommunikativer Verantwortung begründet zugleich auch den Umstand, dass journalistisches Handeln keiner weitergehenden eigenständigen Legitimation bedarf, sondern immer schon aus seiner eigenen Kommunikativität heraus abgesichert ist, sofern es sich nicht unter der Dominanz perlokutionärer Absichten strategisch in Dienst nehmen lässt. Zugleich kann kommunikatives journalistisches Handeln letztendlich nicht scheitern, sondern allenfalls in seinen erhobenen Geltungsansprüchen bestritten werden.“ (S.378)

Aber wo findet sich in empirischer Hinsicht solch erhabenes journalistisches Handeln? Recht vage und abstrakt verweist Brosda auf den „entsprechend anspruchsvollen Qualitätsjournalismus“ (S.379), auch auf einen sich wieder „politizierenden Kulturjournalismus“ (S.355) und nimmt dafür Eigenbekundungen des Chefredakteurs der *ZEIT* von 1999 (!) als Beleg. Aber ganz sicher ist er sich selbst nicht, zumal inzwischen das Boulevardblatt *Bild* als Leitmedium selbst unter Journalisten gilt. Der Journalismus, der das „Potenzial“ besitzt, „mögliche Vermachtungs- und Kolonialisierungstendenzen wenngleich nicht auszusetzen, so doch mindestens zu verringern oder durch eigenes diskursadvokatorisches Handeln zurückzudrängen“ (S.375), ist in der gegenwärtigen Medienlandschaft schwerlich auszumachen und taugt daher wohl auch nicht als empirisches Korrelat für die hehre Norm.

So dürfte der ambitionierte, breit und tiefeschürfend fundierte Entwurf, Journalismus medienfern als eigenlogisches kommunikatives Handeln zu begründen, entgegen seinem Anspruch an der medienbestimmten Empirie abprallen, kann letztlich auch nicht die aktuelle Frage beantworten, wie sich Journalismus heutzutage unter wachsendem ökonomischem Druck und steigenden technischen Anforderungen begründen und vor allem praktizieren lässt, und dürfte letztlich

auch für die umworbenen Journalisten nicht nur wegen seines anspruchsvollen akademischen Gehaltes, sondern auch wegen der schwer einsehbaren, praxisfremden Dichotomie zwischen Journalismus und Medien kaum nachvollziehbar sein. Wenn Brosda am Ende seiner Ausführungen sowohl theoretische wie empirische „Desiderate“ (S.381) einklagt, so gehört primär seine apodiktische, „klar markierte“ Unterscheidung „zwischen systemisch verfassten Massenmedien und kommunikativem journalistischem Handeln“ (ebd.) erneut auf den theoretischen Prüfstand.

Hans-Dieter Kübler (Werther/Hamburg)